

Hans-Christian Oeser

»Jede Übersetzung ist ein Geheimnis«

Zum ontologischen Status der Literaturübersetzung

Geschrieben während des Calwer

Hermann-Hesse-Stipendiums, 2017

Calwer Hermann-Hesse-Stiftung

Sonderdruck der Sparkasse Pforzheim Calw | 2019

Vorbemerkung

Calw war mir ein Begriff. Die Hermann-Hesse-Stadt. Nein, das ist nur der schmückende Beiname, den sich die 25 000-Seelen-Gemeinde im Nagoldtal am nordöstlichen Rand des Schwarzwalds beigelegt hat, um sich mit Hilfe ihres »größten Sohnes« landes- und weltweit besser vermarkten zu können. Aber doch die Stadt, in der Hermann Hesse 1877 zur Welt gekommen war und der er, welthungrig, 1895 endgültig den Rücken gekehrt hatte, ein stets von erinnerungssattem Heimweh geplagter »Entlaufener«. Das hatte ich den Büchern Hermann Hesses entnehmen können, die ich mir als Zwölf-, Dreizehn-, Vierzehnjähriger kaufte: Romane, Erzählungen, Märchen, Gedichte. Besonders gut hatte mir der *Demian* gefallen, den ich mir auf Empfehlung einer offen verehrten und heimlich begehrten Mitschülerin namens Demiani besorgt hatte – vielleicht auch nur der Namensgleichheit wegen.

Aber Begriff ist nicht dasselbe wie sinnliche Anschauung. Um so erfreuter war ich, als ich eines Tages völlig überraschend einen Anruf von Tobias Scheffel erhielt, seines Zeichens Mitglied der Findungskommission der Hermann-Hesse-Stiftung. Ob ich für drei Monate nach Calw kommen und mich in Hesses Geburtshaus einquartieren möge? Ein Geld gebe es auch. Voller Begeisterung, Dankbarkeit und Neugier sagte ich zu. Ein wohlmeinender, vielleicht aber auch eher übelwollender Freund wollte mich mit Hilfe eines Zitats von Rolf Vollmann vorwarnen: »Der Schwarzwald im Süden, oder wo er ins Badische hinabzieht, an den Rhein, das geht; aber der Norden, der Osten, da ist es furchtbar. Wer da geboren wird, der dichtet tauben Ohren, dem hört man erst einmal ein Jahr lang gar nicht zu, schlimm, ganz schlimm. Noch schlimmer ist bloß, daß, wer

dort (etwa in Calw) den Seinen was sagen will (wenn es nicht Gottes persönliches Wort ist), selber erst viel später wissen wird, was er hat sagen wollen, und auch das nur, wenn er wenigstens ein bißchen was von der schwäbischen Schlauheit mitbekommen hat.« Puh! In dieses Tal der Ahnungslosen, der Tauben und Stummen sollte ich mich wagen?

Was aber fand ich bei meiner Ankunft vor? Ringsum herrliche Natur, wunderschöne Wanderwege, eine beschauliche Kleinstadtatmosphäre, ein reges Musikleben, freundliche Menschen, kluge Gesprächspartner, kundige Führer durch Landschaft und Literatur wie etwa den Hesse-Kenner Herbert Schnierle-Lutz oder Klaus Peter Hartmann, der sich viel Zeit nahm, mir Hirsau zu zeigen und von der reichen Geschichte des Klosters St. Aurelius zu erzählen, meinen stets gutgelaunten »Hauswirt« Piet Schaber, nicht zuletzt meine charmante und fürsorgliche »Betreuerin« Elke Ruff und, natürlich, auf Schritt und Tritt Hermann Hesse, ob als Skulptur oder Reliefporträt, ob als Namenspatron oder als Verfasser der Gedichte im Stadtgarten oder in dem ihm gewidmeten Museum.

»Das ist er! « rief ein vorwitziger Schüler, als ich mir durch eine Traube von Schulkindern den Weg zur Haustür meines vorübergehenden Domizils bahnte. Sehr schmeichelhaft, mit Hermann Hesse verwechselt zu werden, wenn auch nur im Scherz. Dabei war ich doch nur Hermann-Hesse-*Stipendiat!* Aber dann tat ich's Hermann Hesse am Ende einfach nach: »Langsam schlenderte er über den Marktplatz, am alten Rathaus vorbei, durch die Marktgasse und an der Messerschmiede vorbei zur alten Brücke. Dort bummelte er eine Weile auf und ab und setzte sich schließlich auf die breite Brüstung. Wochen- und monatelang war er Tag für Tag seine vier Mal hier

vorbeigegangen und hatte keinen Blick für die kleine gotische Brückenskapelle gehabt, noch für den Fluß, noch für die Stellfalle, Wehr und Mühle, nicht einmal für die Badwiese und für die weidenbestandenen Ufer, an denen ein Gerberplatz neben dem anderen lag, wo der Fluß tief, grün und still wie ein See stand und wo die gebogenen, spitzen Weidenäste bis ins Wasser hinabgingen.«

Offizieller Höhepunkt des Aufenthalts war die Vorstellung des 57. Stipendiaten in der Sparkasse Calw, zu der auch der Vorsitzende des Kuratoriums der Hermann-Hesse-Stiftung, Friedrich Herzog von Württemberg, erwartet wurde. Während wir noch rätselten, ob dieser mit »Durchlaucht« oder mit »Eure Königliche Hoheit« anzusprechen sei – die Adelskundigeren unter uns wußten, daß nur dem »regierenden« Oberhaupt einer Herrscherdynastie die Anrede »Durchlaucht« gebührt –, erschien er auch schon. Als ich mit ihm bekannt gemacht wurde, begnügte ich mich, vermutlich aus reiner Verlegenheit, mit einem schlichten »Guten Abend«. Womöglich erging es mir so wie Andrew Carnegie, von dem Mark Twain in seiner Autobiographie schreibt: »Er glaubt, ein grober, schroffer, unabhängiger Geist zu sein. [...] Er glaubt, ein Verächter von Königen und Kaisern und Herzögen zu sein, während er nicht anders als der Rest der Menschheit ist: Die geringste Aufmerksamkeit eines von ihnen kann ihn eine Woche lang trunken machen, dann wedelt er sieben Jahre lang glücklich mit der Zunge.«

Nach der Veranstaltung trat der Herzog auf mich zu, neigte sich näher heran und flüsterte mir mit geradezu verschwörerischer Miene einen einzigen Satz zu: »Jede Übersetzung ist ein Geheimnis.« Diese knappe Äußerung

sprach mir aus der Seele; sie war Anlaß und Ansporn, mir einmal mehr Rechenschaft über das eigene Tun und Treiben abzulegen – über das Mysterium der Verwandlung, das sich bei jeder Übersetzung ereignet. Dabei wollte ich mich auch bei »jenen schlaun und hartnäckigen Schwabenschädeln« bedienen, »welche je und je im Lauf der Zeiten sich mitten in die große Welt gedrängt und ihre stets etwas trockenen und eigensinnigen Gedanken zum Mittelpunkt neuer, mächtiger Systeme gemacht haben« (Hermann Hesse). Den Schriften Schellings und Hegels wollte ich einige Begriffe entlehnen, nicht weil die betreffenden Philosophen sich zur Problematik der Übersetzung geäußert hätten, sondern weil ihre Terminologie dazu taugen könnte, die Dialektik des Wechselverhältnisses von Original und Übersetzung zu begreifen.

Mit tiefer Betroffenheit erfuhr ich wenige Monate nach dieser kurzen Begegnung aus der Zeitung, daß Friedrich Herzog von Württemberg am 9. Mai 2018 im Alter von sechsundfünfzig Jahren in der Nähe von Ravensburg bei einem schweren Autounfall ums Leben gekommen war. Seinem Andenken seien die folgenden Betrachtungen gewidmet, die ich nicht als Übersetzungstheoretiker oder Translationswissenschaftler anstelle, sondern als jemand, der mehr oder weniger auf seine eigenen praktischen Erfahrungen zurückgreift.

Die zweifache Unsichtbarkeit des Übersetzers

Ausgangspunkt meiner Überlegungen zum ontologischen Status des Übersetzens ist eine Ansprache der norwegischen Kulturministerin Anniken Huitfeldt bei der Verleihung des

Königlich Norwegischen Verdienstordens, Ritter 1. Klasse, an meine Kollegin Gabriele Haefs am 28. November 2011 in der Norwegischen Botschaft zu Berlin. Darin bedauerte die Ministerin die relative Anonymität der Übersetzer, verglich jedoch zugleich deren Arbeit mit der Rückseite eines Teppichs – ein nicht eben schmeichelhaftes Bild. Man muß die Unterseite eines wertvollen Perserteppichs nicht gesehen haben, um zu wissen, daß sie, blaß und farblos, jeden Glanzes entbehrt und häufig nur ein Gewirr verschlungener Fäden zeigt. So wie die Rückseite des Teppichs dem Betrachter normalerweise verborgen bleibe, hieß es in der kurzen Rede, entziehe sich auch das Übersetzerische an der Übersetzung dem Blick.

Wir haben es hier mit zwei gängigen Topoi zu tun: mit der Feststellung der *physischen* Unsichtbarkeit des Übersetzers in der Öffentlichkeit, bei Kritik und Lesepublikum, einerseits und mit der Forderung nach der *sprachlichen* Unsichtbarkeit des Übersetzers in der Übersetzung andererseits. Ähnlich zwiespältig äußert sich der bekannte Romancier, Essayist und Übersetzer Georges-Arthur Goldschmidt (*1928): Übersetzer sollten »mehr wahrgenommen werden«. Einerseits. »Meiner Ansicht nach hat ein guter Übersetzer hinter dem Text zu verschwinden. Er muß sozusagen unsichtbar werden.« Andererseits.

Zu diesen widersprüchlichen Aussagen ist zweierlei anzumerken. Zum einen hängt die Unsichtbarkeit des Übersetzers im Literaturbetrieb meines Erachtens ursächlich mit jener Selbstzurücknahme zusammen, die sich darin ausdrückt, daß der Übersetzer in seinem Werk verschwinden will, so wie ein Maler der chinesischen Legende zufolge nach getaner Arbeit »sein Malwerkzeug weggelegt haben und vor den Augen seiner

Freunde in sein Bild hineingegangen und darin verschwunden sein« soll. Der Dichter und Übersetzer Michael Hamburger (1924-2007) spricht denn auch von »*mimetic translation*« als »*disappearing act*«. Die lange Zeit weit verbreitete Marginalisierung und Geringschätzung unseres Berufsstandes und unsere eigene Selbstwahrnehmung als bloße Diener in einem zweitrangigen Dienstleistungsgewerbe, als Botengänger oder Fährleute korrespondieren einander. Ein *literatursoziologisches Faktum* wird zum *übersetzungsethischen Ideal* verklärt. Wer sich selbst als nachgeordnete Instanz auffaßt, wer die eigene Berufspraxis allein schon begrifflich herabsetzt und eine unhintergehbare Vorrangigkeit und Superiorität des Originals (und des Originalautors) voraussetzt, darf sich nicht verwundern, wenn ihm seitens der Öffentlichkeit nicht mit gebührender Achtung begegnet wird.

Zum anderen behaupte ich, daß Unsichtbarkeit im Text, ganz gleich, ob sie als übersetzerische Maxime postuliert oder als persönliches Manko empfunden wird, ein Ding der Unmöglichkeit, Sichtbarkeit vielmehr etwas Unvermeidliches ist. Insofern ist eine als Kompliment gedachte Aussage wie die folgende vehement zurückzuweisen: »Niemand kann einem großen Übersetzer wie [Moshe] Kahn je genug für eine Arbeit danken, deren Verdienst darin liegt, sich unsichtbar zu machen.« (Hans Ulrich Gumbrecht) Ebenso unsinnig ist das vielfach von Übersetzern selbst im Mund geführte Argument: »Je besser man seine Arbeit macht, desto unsichtbarer wird man.« (Leila Chammaa) Auch Anthea Bell, eine der bekanntesten und erfahrensten Übersetzerinnen Großbritanniens, nimmt für sich in Anspruch: »*a translation is successful if it's invisible*«, und bezeichnet sich als »*unrepentant, unreconstructed adherent of*

the school of invisible translation«. Ebenso Antonia Lloyd-Jones, eine Übersetzerin aus dem Polnischen: »*A good translation is imperceptible. It reads as if the book were written in the language into which it has been translated. Within the text, the translator is invisible.*« Man sieht: der Topos der das eigene Selbst negierenden Unsichtbarkeit ist ubiquitär.

Metaphern für das Übersetzen, Übersetzen als Metapher

Ohnehin fällt auf, daß populäre Versuche, die Tätigkeit des Übersetzens genauer zu bestimmen, wie im Falle des Teppichs meist Bilder und Vergleiche bemühen, denen ein reduktives, negatives oder passives Moment anhaftet. Stets erleidet das Original eine Einbuße (*»lost in translation«*), stets ist die Übersetzung ein Sekundäres, Subsidiäres, Defektes, Defizitäres, nur Abgeleitetes und damit gewissermaßen Minderwertiges. Da ist die Rede von der Übersetzung als Abbild, als Kopie, als Duplikat, als Abguß, als Gipsabdruck, als Schleier, als Vorhang, als Schatten oder als Spiegel. Aber auch andere, neutralere Bilder und Vergleiche, wie sie häufig Verwendung finden, treffen meines Erachtens nicht den Kern der Sache. Das bereits erwähnte Bild des Fährmanns oder Fergen, eines Berufsstandes, der seine Fracht ja gerade unbeschadet und unangetastet von einem Ufer zum anderen befördern soll, scheint ebenso unangemessen wie das der Schauspielerin, des Pianisten oder des Dirigenten, deren Spielvorlage, ob Bühnentext, Klaviernoten oder Orchesterpartitur, in ihrer physischen wie ideellen Realität gleichfalls unverändert erhalten bleibt und keine andere vergleichbare Gestalt annimmt.

Dies sind die zentralen Metaphern für eine so notwendige wie immer wieder für unmöglich erklärte ästhetische Praxis.

Dabei bedeutet das griechische Verb *μεταφέρειν* seinem Wortsinn nach selbst nichts anderes als »übertragen«, »übersetzen«, womit jede Metapher eine Übersetzung und im Umkehrschluß jede Übersetzung eine – ausgedehnte – Metapher wäre. Auch ich werde nicht umhin können, Metaphern wie Leib, Seele oder Auferstehung zu verwenden, aber es werden dies Metaphern sein, die das *Eigenleben* der Übersetzung erhellen, die das Originäre, Autonome und Souveräne einer selbstreflektierten Übersetzung hervorkehren und mit dem naiven vorhermeneutischen Mißverständnis aufräumen sollen, es gebe ein ein für alle Mal feststehendes, unverrückbares, fixes und stabiles Original, dessen bloßes Derivat die Übersetzung sei.

Original und Übersetzung sind komplementäre und korrelative Begriffe. So wenig es eine Übersetzung ohne Original geben kann, so wenig ein Original ohne Übersetzung. Original und Übersetzung gehen eine innige Beziehung ein und existieren nicht ohneeinander. Ein unübersetzter Roman ist kein Original. Der unübersetzte Text verharrt gewissermaßen in der »Indifferenz des Absoluten« oder in »absoluter Indifferenz« (F. W. J. Schelling), will sagen: sowohl in der *Gleichgültigkeit* gegen sein Anderes, das noch nicht manifest geworden ist und ihn insofern noch nicht relativiert, als auch in seiner eigenen *Undifferenziertheit*, da er noch nicht in Differenz zu sich selbst, d. h. in den Zustand der Dualität getreten ist.

Daher auch das befremdliche Phänomen, daß ein Original, so perfekt es auch konzipiert und ausgeführt sein mag, seine Mängel, Blößen und Schwächen erst in der Übersetzung offenbart. Diese treten nicht in erster Linie an ihm selbst hervor, sondern in seinem Anderen; in seinem Anderssein erkennt es

sich selbst. Jede Übersetzung ist eine Selbstpreisgabe des Absoluten. Daher auch kommt es, daß der Übersetzer als nicht »selbst hervorbringender Schriftsteller«, als »vermittelnder Literat« die ihm zugedachte Aufgabe, den »notgedrungenen Dienst an fremdem Gut« (Thomas Mann), mitunter nicht nur wegen der eigenen begrenzten Möglichkeiten oder aufgrund der notwendigen Beschränkungen seiner Sprache nicht erfüllen kann, sondern auch wegen der schlechten Wirklichkeit des Originals, die bis dahin im Verborgenen geruht hatte.

Das »Fortleben« des Originals in der Übersetzung

In seinem epochemachenden und wegen der messianischen Metaphysik der »reinen Sprache« nicht unumstrittenen Aufsatz über »Die Aufgabe des Übersetzers« von 1923 erläutert Walter Benjamin (1892-1940) seine Überzeugung von der Übersetzung als dem »ewigen Fortleben« und der »Nachreife« des Originals einerseits und als eigenständiger literarischer »Form« andererseits folgendermaßen: »Um das echte Verhältnis zwischen Original und Übersetzung zu erfassen, ist eine Erwägung anzustellen, deren Absicht durchaus den Gedankengängen analog ist, in denen die Erkenntniskritik die Unmöglichkeit einer Abbildtheorie zu erweisen hat. Wird dort gezeigt, daß es in der Erkenntnis keine Objektivität und sogar nicht einmal den Anspruch darauf geben könnte, wenn sie in Abbildern des Wirklichen bestünde, so ist hier erweisbar, daß keine Übersetzung möglich wäre, wenn sie Ähnlichkeit mit dem Original ihrem letzten Wesen nach anstreben würde. Denn in seinem Fortleben, das so nicht heißen dürfte, wenn es nicht Wandlung und Erneuerung des Lebendigen wäre, ändert sich das Original. Es gibt eine Nachreife auch der festgelegten

Worte. [...] So weit ist sie [die Übersetzung] entfernt, von zwei erstorbenen Sprachen die taube Gleichung zu sein, daß gerade unter allen Formen ihr als Eigenstes es zufällt, auf jene Nachreife des fremden Wortes, auf die Wehen des eigenen zu merken.«

Wenn Walter Benjamin mitunter ein Hang zur Mystik, zumindest zur Sprachmystik nachgesagt wird, so hat dieser Hang seinen Grund nicht zuletzt darin, daß das Übersetzen selbst ein veritables Mysterium, ein *Geheimnis*, darstellt. Es ist ein ebensolches Wunder wie die alttestamentlich bezeugte babylonische Sprachverwirrung und die neutestamentlich bezeugte Ausgießung des heiligen Geistes. Hätte nämlich »alle Welt einerlei Zunge und Sprache« (1. Mose 11:1) wie vor dem Turmbau zu Babel, wären Übersetzungen *überflüssig*; da aber der Herr zur Strafe für die himmelstürmende Selbstüberhebung der Menschen die Worte sprach: »Wohlauf, laßt uns herniederfahren und dort ihre Sprache verwirren, daß keiner des andern Sprache verstehe!« (1. Mose 11:7), sind Übersetzungen *unentbehrlich*. Und hätte nicht das Pfingstwunder die Jünger instand gesetzt, »des andern Sprache zu verstehen und zu predigen mit anderen Zungen, nach dem der Geist ihnen gab auszusprechen« (Apostelgeschichte 2:4), wären Übersetzungen *unmöglich*. Beide biblischen Mythen verdeutlichen das Mirakel des Übersetzens: die Sprachverwirrung zu überwinden, ohne daß dadurch die Einheit jener hypothetischen Ursprache wiederhergestellt würde. Die getrennten Sprachräume der Völker bleiben erhalten, werden einander jedoch durch die Hegelsche »Vermittlung des Sichanderswerdens mit sich selbst« nähergebracht.

Wenn nun aber das Original in der Übersetzung ewig »fortlebt« und »nachreift«, so ist seine eigene Unausschöpfbarkeit sowie die Unabgeschlossenheit und Unabschließbarkeit jeder Übersetzung gleich mitgedacht. Daher konnte der spanische Philosoph José Ortega y Gasset (1883-1955) als »guter Utopist« den Standpunkt vertreten: »Wenn es auch wünschenswert wäre, die Menschen von der ihnen durch die Sprachen aufgezwungenen Getrenntheit zu befreien, so sei das doch wahrscheinlich unmöglich, es könne nur annähernd gelingen. Aber das Maß dieser Annäherung kann mehr oder minder groß sein ... bis ins Unendliche hinein. Und das eröffnet unserm Bemühen ein grenzenloses Betätigungsfeld, in dem immer Verbesserung, Meisterung, Vervollkommnung, mit einem Wort »Fortschritt«, denkbar ist.«

Mitgedacht ist auch, dass jeder *Transfer* (von *transfere* = übersetzen!) über Sprachgrenzen hinweg eine fundamentale *Transformation*, eine gewissermaßen alchemische Transmutation oder, in Benjamins Worten, eine »Wandlung und Erneuerung des Lebendigen« bedeutet, eine Metamorphose, um nicht zu sagen: Metempsychose des Ursprungstextes, nach der das interpretationsfähige und interpretationsbedürftige Original in der Übersetzung ebenso anwesend wie abwesend ist. Dieses Paradoxon wird von Georges-Arthur Goldschmidt so bestimmt: »Jede Übersetzung hat von Anfang an schwer an ihrer Unmöglichkeit zu tragen – als könnte man einen Körper seines Körpers entkleiden.« Bleibt das Original aber auch nicht *körperlich* intakt, so doch *seelisch*.

Der Literaturkritiker Burkhard Müller (*1959) hat diesen in der Tat mystischen Vorgang der Entkörperlichung präzise benannt. Er spricht vom Leib des Originals, aber eben auch von

dessen Seele: »Das Paradox, daß das Werk eine Einheit darstellt, seine Bedeutung aber eine vielfache sein muß, erlangt sichtbare Gestalt erst dort, wo die Übersetzung sich seiner annimmt. Die Übersetzung löst sich vom manifesten Leib des Textes wie die Seele vom sterbenden Körper und flattert in nervösen Gesten um ihn herum; erst jetzt wird sie, die sich bisher im Körper versteckt hielt, als Seele eigentlich sichtbar.«

Der US-amerikanische Romancier Joshua Cohen (*1980) springt ihm zur Seite, indem auch er das Gegensatzpaar Körper-Seele beschwört. In einer Rede zur Übersetzerschule von Toledo, in der er sich zum Neuplatonismus bekannte, sprach er von den Übersetzern als potentiellen Erlösern der platonischen Idee: »Dahinter steht die Vorstellung, dass die Sprache des ursprünglichen Wortlauts eines Buchs einem unbeholfenen Körper entspricht, der die Seele, die er eingefangen hat, gar nicht fassen kann. Die Aufgabe des Übersetzers ist es, diese Sprache durch eine andere zu ersetzen – [...] ein ums andere Mal flensen sie den Körper eines Buchs, bis sein idealer Sprachkörper gefunden ist und seine Seele, die ewige und unsterbliche Seele des Buchs, die passendste Herberge gefunden hat. Ihr Scheitern ist natürlich vorprogrammiert. Denn kein Buch, das aus Wörtern besteht, kann je in Himmelsphären zurückversetzt werden. Ein übersetztes Buch bringt den Wunsch nach dieser Rückkehr aber wenigstens zum Ausdruck – ein übersetztes Buch unternimmt den ehrlichsten mir bekannten Versuch, diesen Wunsch zu verwirklichen.«

Somit gelangen wir zu der nämlichen Frage, vor die sich gläubige Menschen gestellt sehen, wenn sie sich ihre Wiedergeburt, ihre Reinkarnation oder ihre körperliche Auferstehung ausmalen. Das Goethesche »Stirb und Werde!«

oder das Hegelsche »Werden seiner selbst« des Originals, seine eigentliche Verwirklichung nicht nur im Resonanzraum der deutenden *Lektüre*, sondern vor allem und erst recht in dem der deutenden *Übersetzung*, läßt sich mit den Worten des Apostels Paulus so benennen: »Siehe, ich sage euch ein Geheimnis: Wir werden nicht alle entschlafen, wir werden aber alle verwandelt werden.« (1. Korinther, 15:51)

Dank dieser transzendentalen Verwandlung wird die Übersetzung zum Anderen des Originals, sie ist die neuerliche Hervorbringung eines bereits Existenten. Das An-sich des Originals wird zum Für-mich der Übersetzung. Diese ist mit dem Original identisch, da bis auf das Sprachliche alles an ihr dem Original entstammt und sie ohne das Original nicht denkbar ist. Sie ist jedoch mit dem Original *nicht* identisch, da nichts Sprachliches an ihr dem Original entstammt und dieses immer auch ohne sie denkbar ist.

Das »Sichselbstungleichwerden« des Originals

Mit dem frühen und dem späten Hegel (1770-1831) ließe sich von einer »Identität der Identität und der Nichtidentität« sprechen. Die Beziehung zwischen Original und Übersetzung ist also eine Relation von Identität *und* Differenz, eine Relation, die Hegel »Reflexion im Anderssein« nennt. Was Schelling (1775-1854), dessen Ideen Hegel in seiner Differenzschrift von 1801 aufgriff, präzisierte und umkehrte, eine gute Weile später, im Jahre 1830, formulierte, ließe sich mit Fug und Recht auch auf die Dialektik zwischen dem literarischen Ursprungstext und seiner anderssprachlichen Neufassung beziehen: »Unter seiner Sichselbstgleichheit ist das sich selbst Ungleichwerdenkönnen verborgen. Diese Möglichkeit liegt in der Einheit verborgen;

denn das Sichselbstungleichseinkönnen ist ja das sich selbst Gleiche; demnach schließt es bereits die Möglichkeit in sich ein, aus sich selbst herauszutreten.«

Ebensogut könnte man mit Hegel von einem »*Ungleichwerden des Gleichen*« und einem »*Gleichwerden des Ungleichen*«, von einer »Entzweiung des Einfachen« oder einer »entgegensetzenden Verdopplung« sprechen. Die *Übersetzung* ist demnach keine *Ersetzung* des Originals (dieses bleibt ja erhalten), sie ist auch keine *Fortsetzung* des Originals (dieses ist in sich abgeschlossen), vielmehr ist sie dessen *Entgegensetzung*, ist seine Aufhebung im Hegelschen Sinne der Vernichtung *und* der Bewahrung. Das Wort ist, mit Hermann Broch zu sprechen, »aufgelöst und aufgehoben im Worte, dennoch im Worte enthalten und aufbewahrt, vernichtet und neuerschaffen«. Die dritte Bedeutung des Hegelschen Begriffs der Aufhebung, das Hinaufheben auf ein höheres Niveau, gelingt nur in seltenen Ausnahmefällen; These und Antithese bleiben unversöhnt. Die Übersetzung ist die Negation der Negation. Sie ist das Heraustreten des Originals aus sich selbst, sein Sichselbstungleichwerden. Dieses Sichselbstungleichwerden, seine Selbstentäußerung oder gar Selbstentfremdung in der fremden Sprache gilt für das Ganze des Textgebildes ebenso wie für seine konstitutiven Bestandteile, deren kleinste Einheit das gegenstands- oder tätigkeitsbezogene Wort ist.

Zu letzterem wiederum Georges-Arthur Goldschmidt: »Es gibt nichts Eigenartigeres als den Wechsel ein und desselben Objekts aus einer in eine andere Sprache. Dieser Wechsel ist um so verblüffender, als ein solches Sprachobjekt werden muß, was es nicht ist und nicht sein kann.« Jeder Wort-Wechsel von einer Sprache zur anderen beinhaltet einen solchen, meist

kulturspezifischen Objekt-Wechsel. Dies liegt allein schon in der je anderen Verknüpfung von Lautbild und Vorstellung im sprachlichen Zeichen sowie in dessen Geltung und Wert innerhalb des jeweiligen Sprachsystems begründet (Ferdinand de Saussure).

Walter Benjamin hat dies an dem einfachen Wortpaar »Brot« und »*pain*« demonstriert und dessen Einssein und Entgegengesetztsein ausdifferenziert: »Vielmehr beruht alle überhistorische Verwandtschaft der Sprachen darin, daß in ihrer jeder als ganzer jeweils eines und zwar dasselbe gemeint ist, das dennoch keiner einzelnen von ihnen, sondern nur der Allheit ihrer einander ergänzenden Intentionen erreichbar ist: die reine Sprache. Während nämlich alle einzelnen Elemente, die Wörter, Sätze, Zusammenhänge von fremden Sprachen sich ausschließen, ergänzen diese Sprachen sich in ihren Intentionen selbst. Dieses Gesetz, eines der grundlegenden der Sprachphilosophie, genau zu fassen, ist in der Intention vom Gemeinten die Art des Meinens zu unterscheiden. In »Brot« und »*pain*« ist das Gemeinte zwar dasselbe, die Art, es zu meinen, dagegen nicht. In der Art des Meinens nämlich liegt es, daß beide Worte dem Deutschen und Franzosen je etwas Verschiedenes bedeuten, daß sie für beide nicht vertauschbar sind, ja sich letzten Endes auszuschließen streben; am Gemeinten aber, daß sie, absolut genommen, das Selbe und Identische bedeuten. Während dergestalt die Art des Meinens in diesen beiden Wörtern einander widerstrebt, ergänzt sie sich in den beiden Sprachen, denen sie entstammen. Und zwar ergänzt sich in ihnen die Art des Meinens zum Gemeinten. Bei den einzelnen, den unergänzten Sprachen nämlich ist ihr Gemeintes niemals in relativer Selbständigkeit anzutreffen, wie bei den

einzelnen Wörtern oder Sätzen, sondern vielmehr in stetem Wandel begriffen, bis es aus der Harmonie all jener Arten des Meinens als die reine Sprache hervorzutreten vermag. So lange bleibt es in den Sprachen verborgen.«

Ganz ähnlich argumentiert Ortega y Gasset anhand des Wortpaares »bosque« und »Wald« und fordert die »klare Einsicht in einen ungeheuren Unterschied zwischen den beiden Wirklichkeiten«: »Nun hat aber jede Sprache im Vergleich zu einer anderen auch noch ihren eigenen Sprachstil – Humboldt nannte es ihre ›innere Form‹. Daher ist es utopisch zu glauben, daß zwei Wörter aus zwei verschiedenen Sprachen, die das Wörterbuch als wechselseitige Übersetzung anbietet, sich genau auf die gleichen Gegenstände beziehen.«

Ungeachtet der Beschränkungen, die uns die Struktur oder »innere Form« der fremden (»ausheimischen«) ebenso wie die der eigenen (»einheimischen«) Sprache aufgrund der Unerlöstheit der »reinen Sprache«, jener vorbabylonischen Ursprache, auferlegen, ist das Agens des Sichselbstungleichwerdens, durch das die im Original verborgene Substanz des Werkes, ja des einzelnen Wortes aus sich selbst heraustritt, stets das übersetzende Subjekt, der Übersetzer als Schriftsteller.

Der Übersetzer als Schriftsteller

Freilich ist zu beobachten, daß im Vergleich zu seiner Anwesenheit die Abwesenheit des Originals in der Übersetzung, im Vergleich zu ihrem Einssein mit dem Original das Entgegengesetztsein der Übersetzung oft nicht hinreichend bedacht wird. Bei einem Seminar etwa äußerte eine spanische Kollegin, die Gedichte von Rainer Maria Rilke ins Spanische zu

übertragen hatte, während des Übertragungsprozesses gelte für sie der Grundsatz: »Ich bin Rilke.« Diese Überidentifizierung mit dem Originalautor ist Anmaßung und Abdankung in einem – Anmaßung, weil die Übersetzerin behauptet, der Schriftsteller zu sein, der sie nicht ist, und Abdankung, weil sie leugnet, die Schriftstellerin zu sein, die sie ist. Nur Rilke ist Rilke. Und selbst der ist nicht immer Rilke: es gibt den kostbaren Rilke, und es gibt den präziösen Rilke.

Gegenüber diesen extremen Formen des Verschwindens und der Selbstzerstörung sei angeführt, was der Schriftsteller und Übersetzer Michael Kleeberg (*1959) über die »sehr intime Beziehung zwischen Originalautor und dem, der sein Werk in einer anderen Sprache schreibt« mitzuteilen hat: »Der Übersetzer ist der ferne Bruder des Schriftstellers. Ganz gleich, ob er sein Zeitgenosse ist oder die Bücher eines langverstorbenen Autors neu übersetzt. [...]. Was wir uns oft gar nicht klarmachen: Der Text des englischen, chinesischen oder brasilianischen Romanciers oder Dichters, den wir lesen, ist das Werk des deutschen Übersetzers. Der Rhythmus, die Sprachmelodie, die Metaphern – jedes einzelne Wort ist die Schöpfung des Übersetzers. Übersetzer sind keine Dolmetscher, Übersetzer sind Schriftsteller. Natürlich arbeiten sie auf der Folie eines Originals. Aber wenn wir mit einem ausländischen Text lachen, weinen oder ihn genießen, dann hat der Übersetzer daran ebenso viel Anteil wie der ursprüngliche Autor.«

Noch emphatischer faßte der Frühromantiker Novalis (1772-1801) die Aufgabe des Übersetzers als Schriftsteller in seinen Fragmenten *Blüthenstaub* von 1798 zusammen: »Zu den verändernden Übersetzungen gehört, wenn sie ächt seyn sollen, der höchste poetische Geist. [...] Der wahre Übersetzer dieser

Art muß in der That der Künstler selbst seyn, und die Idee des Ganzen beliebig so oder so geben können. Er muß der Dichter des Dichters seyn und ihn also nach seiner und des Dichters eigener Idee zugleich reden lassen können.«

Unserem höheren Anspruch und unserem Potential nach sind wir also Künstler, Dichter, Schriftsteller. Und wir sind es doch nicht, denn im Gegensatz zu originären Autoren mangelt es uns an künstlerischer Imagination. Wir ersinnen keine Figuren, keine Schauplätze, keine Handlungen, wir bearbeiten keine literarischen Stoffe, wir greifen keine Motive auf, wir setzen uns nicht mit Themen auseinander, wir verarbeiten keine eigenen Erinnerungen, werten keine eigenen Beobachtungen aus. Unser einziges Werkmaterial ist die Sprache. Nur auf diesem Gebiet sind wir kreativ oder können es zumindest sein. Doch mehr als alles andere ist gerade die gelingende sprachliche Gestaltung das Wesensmerkmal der Literatur.

Zugleich sind wir Literaturwissenschaftler ganz eigener Art, denn wir interpretieren und reflektieren. Und wir sind es doch nicht, denn als Generalisten mangelt es uns an Theorie, an Methodik, an Systematik, an spezifischen Fachkenntnissen. Wem dieses Sein und Nichtsein allzu spanisch vorkommt, den verweise ich auf die Erkenntnis Lenins nach seiner ausgedehnten Hegel-Lektüre in den Jahren 1914/1915: »Jedes konkrete Ding, jedes konkrete Etwas steht in verschiedenartigen und oft widersprechenden Beziehungen zu allem übrigen, ergo ist es es selbst und ein Anderes.«

Die Übersetzung als »Zwittergebild«

So vereinigen wir in uns zumindest Aspekte des analysierenden Literaturwissenschaftlers und des kreativen Sprachkünstlers:

Gelehrsamkeit und Artistik, ganz im Sinne Friedrich Rückerts (1788-1866), der jenen dem Übersetzungsgeschäft zwangsläufig innewohnenden Zwiespalt in einem Gedicht aus dem Jahre 1826 wie folgt beschrieb:

»Wer Philolog und Poet ist in Einer Person, wie ich Armer,
 Kann nichts besseres thun als übersetzen wie ich.
 Wie Poesie und Philologie einander zu fördern
 Und zu ergänzen vermag, hat mein Hariri gezeigt.

Wenn du nicht zu philologisch, nicht überpoetisch es ansiehst,
 Wird dich belehrend erfreun, Leser, das Zwittergebild.
 Was philologisch gefehlt ist, vergibst du poetischer Freiheit,
 Und die poetische Schuld schenkst du der Philologie.«

George Steiner hat für den prekären Doppelstatus der Übersetzung, für unser Dilemma, etwas zu sein und es zugleich nicht zu sein, die Formel von der »exakten Kunst« geprägt. Dem entspreche die Wendung »inexakte Wissenschaft«. Beide Ausdrücke treffen das Wesen der Sache. Situier »im / Großen Dazwischen« (Paul Celan) zwischen Kritikfähigkeit und Kunstfertigkeit, zwischen Deutung und Schöpfung, zwischen analytisch geschärftem Blick auf den bestehenden, aber gewissermaßen »abgestorbenen« Textkörper und der Arbeit an seiner »Wiederauferstehung«, zwischen Rezeption eines vorhandenen und Produktion eines neuen Sprachkunstwerks, kombinieren wir die akribische Genauigkeit des Philologen, die denkbar präziseste, konsistenteste und empathischste Lektüre, eine »wissenschaftliche Disziplin sui generis«, mit der

Kreativität des Poeten, einem »geistigen Schaffen ersten Ranges« (José Ortega y Gasset).

Als Autoren sind wir Urheber, allerdings nicht von Ursachen, sondern von in der Tat abgeleiteten Sachen, Schöpfer *originaler* Derivate, die als solche die Dignität eines neuen und neuwertigen Originals besitzen. Derivate sind es, weil es keine Übersetzung ohne Original gibt, original sind sie, weil – bis auf wenige zufällige und zeitweilige Übereinstimmungen – keine Übersetzung der anderen gleicht. Das »Fortleben«, die »Nachreife« des Originals entfaltet sich zeitlich und räumlich in einer Pluralität gültiger, wenn auch qualitativ verschiedener Versionen, die in Kollegialität oder Rivalität koexistieren. Um mich nochmals der Sprache Schellings zu bedienen: »[...] Abhängigkeit hebt Selbständigkeit, hebt sogar Freiheit nicht auf. Sie bestimmt nicht das Wesen und sagt nur, daß das Abhängige, was es auch immer sein möge, nur als Folge von dem sein könne, von dem es abhängig ist; sie sagt nicht, was es sei und was es nicht sei. [... Das Abhängige ist] abhängig dem Werden, aber keineswegs dem Sein nach.«

Der idelle Raum zwischen den Sprachen

Das »Große Dazwischen« beinhaltet jedoch auch, daß wir als Mittler von ideellen Gütern den mysteriösen Raum *zwischen* den Texten, den Literaturen, den Sprachen, den Kulturen, *zwischen* dem Fremden und dem Eigenen bewohnen. Diesen Raum, in dem sich das Neu-Sagen des bereits Gesagten entfaltet, nennt der britische Romanschriftsteller und Essayist Hilaire Belloc (1870-1953) ein »Geisterhaftes«, um nicht zu sagen »Gespenstisches«: »*He* [der Übersetzer] *has obviously both to know the tongue into which he translates and the tongue from*

which he translates, but he has also to possess a sort of shadowy tongue, the wraith of a composite language, a mysterious idiom which combines the two, acts as a bridge, and permits him to pass continuously from one to the other.« Ohne Übersetzer würde Schweigen herrschen in dem Schallraum zwischen den Sprachen. Es ist ein Raum der Verwandlung und der Anverwandlung, der Differenz oder Veränderung und der *différance* (Jacques Derrida) oder Verschiebung.

Jede Übersetzung distanziert sich vom Original in dem Maße, wie sie das Original sich anverwandelt; denn das Original ist gerade im Sosein seines eigensprachlichen Wortlauts einmalig und nicht wiederholbar, es ist auch nicht wiederholbar. Der Autor sagt es *so* und nicht anders; der Autor konnte es in seiner Sprache nicht anders sagen. Der Übersetzer wiederum kann es in seiner Sprache *so* nicht sagen, er *muss* es anders sagen, obwohl es sich anders *eigentlich* nicht sagen läßt.

Man höre hierzu Georges-Arthur Goldschmidt: »Was den Sprachen fehlt, passiert zwischen ihnen. [...] Jede Sprache zwingt dazu, die Frage nach der anderen Sprache zu stellen, sich selbst gegenüber tritt sie ständig über das, was sie nicht sagen kann, hinaus [...]. Das anders Gesagte ist die Hoffnung des Sagens.« Und wieder geht Ortega ihm voraus, indem er alles Denken, Sprechen und somit auch Schreiben in einer bestimmten Sprache als ein permanentes »Sich-selbst-Mißverstehen« definiert: »Halten wir also fest: wenn der Mensch sich anschickt zu sprechen, so tut er es, *weil* er glaubt, er werde sagen, was er denkt. Doch gerade das ist eine Illusion. So viel gibt die Sprache nicht her. Sie sagt mehr oder weniger einen Teil von dem, was wir denken, und legt der Mitteilung des Rests ein unübersteigbares Hindernis in den Weg. [...] nur wenn

wir uns wirklich von dem Gedanken frei machen, die menschliche Rede könne alles ausdrücken, was wir denken, werden wir gewahr, was uns tatsächlich und ganz offenkundig ständig widerfährt: daß wir beim Sprechen oder Schreiben immer wieder darauf verzichten, vieles zu sagen, weil die Sprache es uns nicht erlaubt. Dann aber besteht Sprechen in Wirklichkeit nicht nur im Sagen und Kundtun, sondern es ist gleichzeitig und unausweichlich ein Verzicht auf Sagen, ein Schweigen, ein Verschweigen!«

Demnach ist das anders Gesagte auch eine Antwort auf das Nichtgesagte, auf das Verschwiegene. Die Argumentationsreihe, in der Benjamin, Ortega und Goldschmidt stehen, zeichnet sich dadurch aus, daß sie eine einheitliche Ursprache sowie eine spätere Getrenntheit der Sprachen voraussetzt, daß sie unterschiedliche Arten des Sagens und des Meinens sowie einen je anderen Wirklichkeitszugang oder -zugriff annimmt, daß sie einen Gegensatz zwischen Sagenwollen und Sagenkönnen konstatiert und daß sie der Übersetzung die ehrenvolle Aufgabe zuweist, all diese Unterschiede, Widersprüche und Gegensätze in einem unendlichen Annäherungsprozess stets nur provisorischer Übersetzungen in Richtung auf Verstehen und Verständigung hin zu überwinden.

Ortega formuliert diesen Anspruch linguistisch, psychologisch, politisch und zugleich religiös: »Ein Wesen, das unfähig wäre, darauf zu verzichten, manches zu sagen, wäre auch unfähig zu sprechen. Jede Sprache ist aber eine andere Gleichung zwischen Äußerungen und Verschweigungen. Jedes Volk sagt einiges nicht, *um* anderes sagen zu können; denn *alles* zu sagen, wäre unmöglich. Daher die ungeheure Schwierigkeit des Übersetzens: dort geht es darum, in einer Sprache

ausgerechnet das zu sagen, was diese Sprache zu verschweigen liebt. Aber zugleich ahnt man, welch herrliches Unterfangen das Übersetzen sein kann: die Offenbarung der wechselseitigen Geheimnisse, die Völker und Zeiten voreinander bewahren und die so viel zu ihrer Zersplitterung und Verfeindung beitragen; kurz eine kühne Ineinssetzung der ganzen Menschheit.«

So, wie wir auch von einer Bedeutung im »übertragenen«, im »uneigentlichen« Sinne sprechen, ist die Übersetzung immer etwas Uneigentliches, entbirgt aber als solches das Eigentliche. Insofern stellt sie in der Tat, wie Benjamin sagt, eine literarische Form ganz eigener Art dar. Auch Ortega postuliert, daß »die Übersetzung [...] nicht einmal der gleichen literarischen Gattung [angehört] wie das übersetzte Werk [...], daß die Übersetzung eine besondere, von allen anderen verschiedene literarische Gattung mit eigenem Namen und eigenen Zielsetzungen ist«. Ein übersetzter Roman ist zweifellos ein *Roman* und erfüllt (oder sprengt) die Gesetze seiner Gattung, aber er ist eben auch ein *übersetzter* Roman, ein eigen Ding, nach Friedrich Rückert ein philologisch-poetisches »Zwittergebild«. Das gleiche gilt entsprechend für die Lyrik; zwischen Nachdichtung und Übersetzung besteht kein Wesensunterschied. Alle Übersetzung ist Nachdichtung, alle Nachdichtung ist Übersetzung.

Gegenüber diesen grundsätzlichen Fragen sind die vielerorts gehandelten binären Oppositionen wie Treue vs. Freiheit, Textnähe vs. Textferne, radikale (aber nicht blindwütige) Wortwörtlichkeit vs. Abweichung, Hinübersetzung vs. Herübersetzung, Exotisieren vs. Domestizieren, verfremdende vs. einbürgernde Übersetzung von untergeordneter Bedeutung. Man könnte mit Franz Rosenzweig argumentieren: »Die Aufgabe des Übersetzers ist eben ganz missverstanden, wenn sie

in der Eindeutigkeit des Fremden gesehen wird. [...] Ich werde den Menschen, seinen Ton, seine Meinung, seinen Herzschlag nicht hören. Aber ist denn das möglich? Wird der Sprache nicht mit dieser Aufgabe, den fremden Ton in seiner Fremdheit wiederzugeben, also nicht das Fremde einzudeutschen, sondern das Deutsche umzufremden, etwas Unmögliches abverlangt?«

Doch wie immer ich als Übersetzer mich entscheide, für das Fremde oder zugunsten des Eigenen, es ist *meine* souveräne Entscheidung. Zumal die Forderung nach Treue erweist sich rasch als inhaltsleere Formel: Wem oder was treu sein? Dem Autor, dem Leser, sich selbst? Dem Wort, dem Satz, der Satzperiode? Dem Sinn, der Form, dem Bild, dem Klang, der rhythmischen Gliederung, dem Sprachregister? Dem Gehalt des Textes oder der Sinnlichkeit des Textes? In einer Rezension wendet sich der Literaturwissenschaftler und -kritiker Eberhard Geisler (*1950) zu Recht gegen »das allzu naive Vertrauen darauf, durch unmittelbare Textnähe Treue erreichen zu können«. Unter »Übersetzern von Rang« habe es sich herumgesprochen, »dass Treue in den meisten Fällen gerade in der Abkehr vom Wörtlichen und gleichsam mit einem beherzten Sprung in die eigene Sprache zu suchen ist«.

Überdies sind Gegensatzpaare wie die eben erwähnten auf einem gleitenden Kontinuum anzusiedeln; zudem haben wir es allen betuernden Selbstaussagen zum Trotz nur selten mit einer übergreifenden strategischen Fundamentalentscheidung des Übersetzers, mit einem allgemeingültigen Verfahren zu tun; fast immer handelt es sich um *ad hoc*-Entscheidungen im Einzelfall, auf der Mikroebene: bei *diesem* Wort, *dieser* Wendung, *diesem* Satz. Willkürliche Verfälschungen, Auslassungen, Kürzungen, Hinzufügungen und Zusätze verbieten sich gemäß dem

übersetzerischen Ethos der Loyalität natürlich von selbst, desgleichen schiere Inkompetenz. Selbst wenn im Grunde genommen *alles* ausgelassen und *alles* hinzugefügt wird; andernfalls handelte sich um eine Übersetzung des Originals in sich selbst.

Der Habitus des Übersetzers

Wesentlich für meine Betrachtungen ist vielmehr die Tatsache, daß sämtliche Entscheidungen dieser Art, sosehr sie auch von dem durch den Personalstil des Autors charakterisierten Gegenstand und den beiden obwaltenden Sprachstrukturen erzwungen werden, unabweislich Ausdruck freier Subjektivität sind. Die Übersetzungsvorlage ist Gegenstand komplexer, wenn auch zumeist sekundenschneller Auseinandersetzungen und Verhandlungen *dieses* übersetzerischen Subjekts mit *jener* vorgegebenen Textgestalt, der es, im Prozeß der gehaltlichen Deutung, einen eigenen Stempel aufdrückt und die es, im Prozeß der sprachlichen Nachbildung, gänzlich neu erschafft. Die neu erschaffene Textgestalt ist damit sowohl Resultat der individuellen Exegese als auch Produkt der individuellen literarischen Sensibilität, des individuellen literarischen Temperaments des Übersetzers. Bei aller objektiven Gebundenheit weist sie *seine* Handschrift, *seinen* Fingerabdruck auf. Jede translatorische Entscheidung, auf der paradigmatischen wie auf der syntagmatischen Ebene, ist eine persönliche Entscheidung *für* etwas und *gegen* etwas – permanente Wahlfreiheit unter kontinuierlichem Mehrfachzwang.

Derartige Entscheidungen fallen jedoch nicht vom Himmel; oftmals sind es auch gar keine bewußten, sondern halbautomatisierte Entscheidungen. Die

Translationswissenschaft spricht daher vom intellektuellen und sprachlichen Habitus des Übersetzers, dessen Textverständnis und Produktionsästhetik von seiner Lebens-, Welt- und Lektüreerfahrung geprägt sind, von sozialer Konditionierung, kultureller Erziehung und literarischer Bildung, vom gesellschaftlichem Umfeld, von Normen, Werten und Erwartungen, von politischer Motivation und, ja, auch von Ideologie (und sei es die der *political correctness*), von dem zur Verfügung stehenden sprachlichen Instrumentarium und von Idiosynkratien in Vokabular und Syntax. Hinzu treten die oftmals verinnerlichten kommerziellen Anforderungen, die Buchmarkt, Literaturbetrieb und Verlagspolitik an uns stellen und die häufig eine Tendenz zu hyperkorrekter Sprache, Standardisierung und Disambiguierung befördern. Wir sind gehalten, in der Domäne des *gesellschaftlich* Sagbaren zu verbleiben. Denn so sehr ich die Freiheit der beherzten übersetzerischen Entscheidung im Verlauf der Arbeit selbst hervorhebe, die Position des Übersetzers auf dem »freien Markt« ist stets eine prekäre.

Karl Marx zufolge sind wir, politökonomisch betrachtet, keine selbständigen Marktsubjekte, sondern »Literaturproletarier«, abhängige Lohnarbeiter, die keinem inneren Schaffensdrang gehorchen, sondern der Kapitalvermehrung dienen: »Z. B. Milton, who did the ›Paradise Lost‹ for 5 l. war ein *unproduktiver Arbeiter*. Der Schriftsteller dagegen, der Fabrikarbeit für seinen Buchhändler liefert, ist ein *produktiver Arbeiter*. Milton produzierte das ›Paradise Lost‹ aus demselben Grund, aus dem ein Seidenwurm Seide produziert. Es war eine Betätigung *seiner* Natur. Er verkaufte später das Produkt für 5 l. Aber der Leipziger Literaturproletarier, der unter

Direktion seines Buchhändlers (z. B. Kompendien der Ökonomie) fabriziert, ist ein *produktiver Arbeiter*; denn sein Produkt ist von vornherein unter das Kapital subsumiert und findet nur zu dessen Verwertung statt. Eine Sängerin, die auf ihre eigene Faust ihren Gesang verkauft, ist ein *unproduktiver Arbeiter*. Aber dieselbe Sängerin, von einem entrepreneur engagiert, der sie singen läßt, um Geld zu machen, ist ein *produktiver Arbeiter*; denn sie produziert Kapital.« Es gilt also, zwischen Ästhetik und Ökonomie zu unterscheiden. Meine gesellschaftlich geprägte »Natur« beeinflußt unzweifelhaft meine ästhetischen Entscheidungen; in volkswirtschaftlicher Hinsicht jedoch leiste ich, unter dem Schein der Selbständigkeit, Fabrik- oder Fließbandarbeit.

Eine jede konkrete Übersetzung entsteht an der Schnittschnelle zwischen dem existentiellen und literarischen Erfahrungsschatz des Übersetzers und dem, was er am Original zu verstehen glaubt. Die Eigentümlichkeit des Übersetzenden tritt mit der Eigentümlichkeit des *zu* Übersetzenden in Verkehr und produziert ein drittes Eigentümliches, das sich weder nur als Original noch nur als Übersetzung lesen läßt. Aus ihm spricht, wie Walter Benjamin zu betonen nicht müde wird, die »Sehnsucht nach Sprachergänzung«, die Sehnsucht nach der »reinen Sprache«: »Es ist daher, vor allem im Zeitalter ihrer Entstehung, das höchste Lob einer Übersetzung nicht, sich wie ein Original ihrer Sprache zu lesen. Vielmehr ist eben das die Bedeutung der Treue, welche durch Wörtlichkeit verbürgt wird, daß die große Sehnsucht nach Sprachergänzung aus dem Werke spreche. Die wahre Übersetzung ist durchscheinend, sie verdeckt nicht das Original, steht ihm nicht im Licht, sondern

läßt die reine Sprache, wie verstärkt durch ihr eigenes Medium, nur um so voller aufs Original fallen.«

Aber die »wahre Übersetzung« verdeckt eben auch nicht den Übersetzer, den fernen oder nahen Bruder des Schriftstellers. Der Übersetzer, ob er will oder nicht, läßt den Dichter stets »nach seiner und des Dichters eigener Idee zugleich reden«. Der Übersetzer, ob es ihm lieb ist oder nicht, bleibt in jedem seiner Werke sichtbar. Der Übersetzer erschafft eine eigene ontische Realität. Daher gilt Novalis's Diktum: »Übersetzen ist so gut dichten, als eigene Werke zu stande bringen – und schwerer, seltner.«

Verwendete Literatur

- Armitstead, Claire: »Anthea Bell: ›It's all about finding the tone of voice in the original. You have to be quite free‹«. In: *The Guardian*, 16. November 2013.
- Belloc, Hilaire: *On Translation*. Oxford: The Clarendon Press, 1931. [The Taylorian Lecture, 1931].
- Benjamin, Walter: »Die Aufgabe des Übersetzers«. In: *Gesammelte Schriften*, Bd. IV, 1. Hrsg. v. Tillman Rexroth. Werkausgabe, Bd. 10. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1980.
- Broch, Hermann: *Der Tod des Vergil*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1965.
- Cohen, Joshua: »Toledo im Transit«. Aus dem Englischen von Ulrich Blumenbach. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 10. Februar 2018.
- Geisler, Eberhard: »Alter Bock oder lahmer Esel? Übersetzungskritik II: Gedichte des Portugiesen Fernando Pessoa«. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 29. Oktober 2014.
- Goethe, Johann Wolfgang von: »Selige Sehnsucht«. In: *Werke*. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden, Bd. 2: Gedichte und Epen II. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1982.
- Goldschmidt, Georges-Arthur: *Als Freud das Meer sah. Freud und die deutsche Sprache*. Aus dem Französischen von Brigitte Große. Zürich: Ammann, 1999.
- ders.: *Freud wartet auf das Wort. Freud und die deutsche Sprache II*. Aus dem Französischen von Brigitte Große. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 2008.
- ders.: »Ich bin ein Luxusgeschöpf unter den Übersetzern«. In: *OFAJ – INFO – DFJW. La lettre d'information de l'Office franco-allemand pour la Jeunesse*, N° 28 – Avril 2009. *Infobrief des Deutsch-Französischen Jugendwerks*, Nr. 28 – April 2009.
- Gumbrecht, Hans Ulrich: »Die ganze Welt, tanzend auf den Wogen des Mittelmeeres«. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 7. März 2015.
- Hamburger, Michael: »Brief Afterthoughts on Versions of a Poem by Hölderlin«. In: Daniel Weissbort (Hrsg.): *Translating Poetry. The Double Labyrinth*. Basingstoke: The Macmillan Press, 1989. S. 51-56.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: »Differenz des Fichteschen und Schellingschen Systems der Philosophie«. In: *Jenaer Schriften (1801-1807)*. Werke, Bd. 2. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1969. S. 7-138.
- ders.: *Phänomenologie des Geistes*. Werke, Bd. 3. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1969.
- ders.: *Wissenschaft der Logik*, Bd. 1. Werke, Bd. 5. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1969.
- Hesse, Hermann: »Unterm Rad. Roman«. In: *Die Romane und die großen Erzählungen*, Bd. 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp, o. J. S. .
- Kleeberg, Michael: »Der ferne, verkannte Bruder des Schriftstellers. Warum Übersetzer Idealisten sein müssen«. DeutschlandRadio Kultur, 30. September 2014.
- Knippahls, Dirk: »Wir können einander verstehen. Gauck würdigt literarische Übersetzer«. In: *die tageszeitung*, 28. Mai 2015.
- Lenin, Wladimir Iljitsch: »Konspekt zu Hegels ›Wissenschaft der Logik‹«. In: *Werke*, Bd. 38. *Philosophische Hefte*. Berlin (DDR): Dietz, 1964, ⁴1971. S. 77-229.
- Mann, Thomas: *Doktor Faustus. Das Leben des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn, erzählt von einem Freunde*. Das erzählerische Werk. Taschenbuchausgabe in zwölf Bänden, Bd. 9. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 1975.
- Marx, Karl: *Theorien über den Mehrwert (Vierter Band des »Kapitals«)*. MEW, Bd. 26. Erster Teil. Berlin (DDR): Dietz, 1965.
- Müller, Burkhard: »Er meint weit mehr als bloß dies! Ohne Abstriche geht es nicht: ›Der Große Gatsby‹ von F. Scott Fitzgerald im Wettstreit neuer Übersetzungen«. In: *Süddeutsche Zeitung*, 1. Dezember 2011.

- Novalis: »Blüthenstaub«. Fragment 68. In: *Werke, Tagebücher und Briefe Friedrich von Hardenbergs*, Bd. 2: *Das philosophisch-theoretische Werk*. Hrsg. v. Hans-Joachim Mähl. München, Wien: 1978, ²2005.
- ders.: Brief an August Wilhelm Schlegel v. 30. November 1797. In: *Schriften. Die Werke Friedrich von Hardenbergs*. Hrsg. v. Paul Kluckhohn u. Richard Samuel, Bd. 4: *Tagebücher, Briefwechsel, Zeitgenössische Zeugnisse*. Stuttgart: Kohlhammer, 1975.
- Ortega y Gasset, José: *Miseria y Esplendor de la Traducción / Elend und Glanz der Übersetzung*. Übersetzung und Nachwort: Katharina Reiß. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, [1976].
- Rosenzweig, Franz: *Der Mensch und sein Werk*. Gesammelte Schriften, Abt. 4: *Sprachdenken*, Bd. 1: *Jehuda Halevi: Fünfundneunzig Hymnen und Gedichte*. Deutsch und hebräisch. Mit einem Vorwort und mit Anmerkungen. Hrsg. v. Rafael N. Rosenzweig. The Hague: Nijhoff, 1983.
- Rückert, Friedrich: »Zum Hariri«. In: *Gedichte*. Auswahl des Verfassers. Frankfurt am Main: Sauerländer, 1841.
- Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph von: *Einleitung in die Philosophie*. Hrsg. v. Walter E. Ehrhardt. Stuttgart-Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog, 1989.
- ders.: *Philosophische Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit und die damit zusammenhängenden Gegenstände*. Mit einem Essay von Walter Schulz: Freiheit und Geschichte in Schellings Philosophie. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1975.
- Steiner, George: *After Babel. Aspects of Language and Translation*. Oxford: Oxford University Press, 1975.
- Twain, Mark: *Die Nachricht von meinem Tod ist stark übertrieben. Meine letzten Geheimnisse*. Hrsg. v. Benjamin Griffin u. Harriet Elinor Smith unter Mitarbeit von Victor Fischer, Michael B. Frank, Amanda Gagel, Sharon K. Goetz, Leslie Diane Myrick und Christopher M. Ohge. Aus dem amerikanischen Englisch von Hans-Christian Oeser. Berlin: Aufbau Verlag, 2017.
- V., R.: »Hermann Hesse. »Peter Camenzind««. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 21. November 1995.
- Wellershoff, Dieter: »Das Verschwinden im Bild. Über Blendwerke und Fiktionen«. In: *Das Verschwinden im Bild. Essays*. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 1980.
- »What makes a translation great? Ten literary translators from across the world weigh in. Editor and translator Katy Derbyshire poses the question to ten practitioners and stresses why we need to be talking about it.« *Scroll.in*, 30. April 2018.